



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 8, Nr. 16 August 4, 1955

Köln: Bund-Verlag, August 4, 1955

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

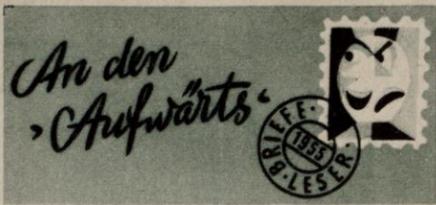
When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.



Die verlorene Zeit

Von Jacques Prévert

Vor dem Tor zur Fabrik
Hält der Arbeiter plötzlich an
Das schöne Wetter hat ihn am Rock gezupft
Und als er sich umwendet
Und die Sonne betrachtet
Die rot leuchtet und blendet
Lachelnd im bleigrauen Himmel
Zwinkert er ihr vertraulich zu
Sag Kamerad Sonne
Meinst nicht auch du
Man sollte sich verdammt bedenken
Einen solchen Tag
Dem Chef zu schenken?



Schande

Zu Ihrer Reportage „Für die Freiheit in den Bunker“ (Nr. 15/55) habe ich folgendes zu sagen: Es ist eine Schande, daß Leute, die sich aktiv am Aufstand gegen die Unfreiheit und für die Wiedervereinigung beteiligt haben, so übergangen werden. Wenn schon die Bundesregierung nichts unternimmt, könnte man aber doch von der Landesregierung erwarten, daß sie eingreift. Ob man den jungen Mann in Ihrem Bericht auch in Sachen „Wehrdienst“ übergehen wird? Aber wenn es um eine solche Angelegenheit geht, dann bekommt man ja die deutsche bürokratische Gründlichkeit zu spüren.

Hans-Jürgen Schwarz
Dortmund-Lütgendortmund

Propaganda

Viele Rundfunksender, vor allem der RIAS, fordern in ihren Sendungen für die Ostzone die Bevölkerung immer wieder zum Widerstand gegen das dortige Regime auf. Die ganze Bundesrepublik kommt aber bei den Menschen im Osten in ein schlechtes Licht, wenn hier die Opfer des Widerstandes schließlich im Bunker landen. Ich sehe darin auch einen Widerspruch zwischen Propaganda und Wirklichkeit.

Ernst Lage, Hannover

Unverantwortlich

Ich halte es für unverantwortlich, daß Sie einen Bericht darüber veröffentlicht haben, unter welchen Umständen Flüchtlinge vom 17. Juni in Düsseldorf leben müssen. Sie geben ja der Ostzone Propagandamaterial in die Hand.

Klara Spies, Düsseldorf

Spanisches Gold

Ergänzend zu Ihrem Artikel „Generale verrieten Spanien“ (Nr. 15/55) möchte ich Ihnen mitteilen, daß die Sowjet-Union nach der Niederlage der Republik wiederholt Teile des ihr treuhänderisch übergebenen Goldschatzes auf dem Weltmarkt verkauft hat. Auch in den letzten Jahren hat Rußland wiederholt größere Goldverkäufe vorgenommen. Man nimmt an, daß auch hierbei wiederum ein Teil der sich in Rußland befindlichen spanischen Goldreserve draufgegangen ist. Der Schatz hatte 1936 einen Wert von etwa 400 Millionen Dollar. Nunmehr dürfte nicht mehr viel davon übrig geblieben sein.

Dr. Clemens, Darmstadt

Blickpunkte

Mystisches Grauen

Professor Friedensburg, führendes Mitglied der Berliner CDU, hat in diesen Tagen von dem mystischen Grauen gesprochen, das in weiten Teilen der westdeutschen Bevölkerung vorhanden sei. Diese Tatsache sei ein Umstand, der die Verhandlungen mit den Russen erschwere. Leider ging er an der Gegenfrage vorbei, ob nicht auch bei den Russen ein mystisches Grauen vorhanden sein könne. Wir brauchen nur zu erinnern an die Auslöschung von Millionen russischer Kriegsgefangener in Deutschland, an die Greuel, die von Nazis und Teilen des Militärs in Rußland verübt wurden, an die Ermordung, ja Ausrottung der jüdischen Bevölkerung Polens, an den Terror, der von den Nazis gegen das eigene Volk angewandt wurde.

Friedensburg hielt seine Rede nach der Genfer Konferenz, aber wenige Tage vorher hielt Bundesaußenminister von Brentano in Augsburg eine Rede, in der er von den Nomadenhorden des Ostens sprach. Diese Rede ist von manchen Seiten als Brandrede bezeichnet worden. Frage ist, wieviel von westdeutscher Seite auch heute noch getan wurde und wird, um mystisches Grauen zu erzeugen.

Grauvolle Dinge sind unter Stalin in Rußland geschehen, man braucht, um das festzustellen, nur das Buch „Hexensabbat“ von Weißkirch-Cybalski wieder einmal in die Hand zu nehmen. Die Weltgeschichte ist voll von Taten, die Grauen erzeugen können. Sie sind geschehen im Westen und im Osten. Entschuldigung für Greuel ist niemals vorhanden. In Deutschland ist leider am wenigsten Grund, um selbstgefällig zu werden. Zu nah sind noch die Greuel der jüngsten Vergangenheit, die bei den besten Deutschen nicht nur ein Gefühl grenzenloser Scham, sondern auch ein mystisches Grauen erzeugt haben; das sollte man auch beachten, wenn man auf Grund einer geänderten politischen Weltkonstellation Entschuldigungen dafür sucht, daß man in Westdeutschland fast zehn Jahre lang von den Russen als einer Art von Teufelspest gesprochen hat. Wir wollen den Russen die Verantwortung für ihre Greuel nicht abnehmen, aber wir sollten uns der deutschen bewußt bleiben.

Vergeßlichkeit

Ich habe festgestellt, daß „Aufwärts“ tatsächlich eine der ganz wenigen Zeitungen in Deutschland ist, die noch nicht an „Vergeßlichkeit“ leiden (Von der Vergeßlichkeit, Nr. 15/55). Ich konnte natürlich nicht alle deutschen Tageszeitungen durchsehen — aber die mir erreichbar waren, haben sich weder am 18. Juli des Jahrestages des Franco-Putsches in Spanien noch am 20. Juli des Attentats auf Hitler erinnert. Gewiß standen die Zeitungen unter dem Eindruck der Genfer Konferenz. Trotzdem halte ich es für erschütternd, daß die deutsche Presse sich nicht einmal in nennenswertem Maße des Tages erinnert, an dem vor 11 Jahren der letzte Versuch gemacht wurde, den fürchterlichen Hitlerkrieg von Deutschland aus zu beenden.

Kurt Meyer, Stuttgart

Blamiert

Wohl selten hat sich ein Staatsanwalt so gründlich blamiert wie der Herr Oberstaatsanwalt Dr. Gert Hiete aus Braunschweig (Die dritte Strophe, Nr. 15/55). Man fragt sich nur, ob es die bodenlose Humorlosigkeit war, die Herrn Oberstaatsanwalt veranlaßt hat, gegen Hans-Joachim Kulenkampff Beschwerde zu führen, oder aber der Wunsch und die Hoffnung, sich interessant zu machen. Letzteres dürfte geglückt sein, aber nicht in einem Sinne, den sich der Oberstaatsanwalt gewünscht hat.

Werner Becker, Oberhausen

Kein Wunder

Ist es etwa ein Wunder, daß die Amerikaner glauben, den Freundschaftstag in Deutschland mit großen Paraden begehen zu müssen? (Freundschaft, Nr. 15/55). Schließlich besteht die Haupttätigkeit der Bundesrepublik darin, fieberhaft der ganzen Welt einzureden, die Deutschen im Westen wünschten sich nichts anderes sehnlicher als eine neue Armee. Aus unserer Geschichte haben die Amerikaner außerdem gelernt, daß die Deutschen für große Militärparaden immer zu haben waren. Warum sollen sie nicht auch einmal versuchen, dieses billige Rezept anzuwenden?

Hans Geisberg, Frankfurt

Beweis

Wenn ich in dem Bildbericht über Holland (Nr. 15/55) die Fotos von den schönen, alten und ehrwürdigen Bauten sehe und daneben die von den kalten, schmucklosen „modernen“ Bauwerken, dann habe ich wieder einen Beweis mehr für die Lebensfremdheit dieser sogenannten zeitgemäßen Architektur.

Berta Schlüter, Münster

Junge Union

Ich mache hiermit den Vorschlag, die gesamte Junge Union geschlossen in das erste Regiment der neuen bundesrepublikanischen Wehrmacht umzuwandeln.

D. Bauer, Düsseldorf

Luftraum

Wenige Tage, nachdem Präsident Eisenhower auf der Genfer Konferenz den wahrhaft revolutionären Vorschlag gemacht hatte, daß russische und amerikanische Flugzeuge den Luftraum dieser beiden großen Länder frei durchfliegen sollten, um militärische Aufnahmen zu machen, schoß man über Bulgarien ein israelisches Verkehrsflugzeug ab, das sich verirrt hatte. Achtundfünfzig Menschen aus den verschiedensten Nationen fanden dabei den Tod. Leider ist man nicht sofort dem großartigen Vorschlag Eisenhowers gefolgt. Der Luftraum ist immer noch tabu — und nur allzu schnell ist von allzu eifrigen Militärs eine Flak abgefeuert, oder ein ruhmstüchtiger Jäger schießt in die mit friedlichen Menschen besetzte Maschine. Jedenfalls zeigt der Abschluß des israelischen Flugzeugs, wie nötig der Abbau des kalten Krieges zwischen den Völkern ist. Wir wollen bei aller Trauer über die sinnlos gemordeten Opfer jedenfalls noch froh darüber sein, daß Luftzwischenfälle keine Kriege mehr auslösen.

Der traurigen wollen wir aber auch die erfreuliche Nachricht anfügen. Der republikanische Senator Rolph Flanders hat im amerikanischen Senat vorgeschlagen, China solle aus der Luft mit Säcken „bombardiert“ werden, die Botschaften des guten Willens und Weizen enthalten sollen. Er sagte in seinen Ausführungen: „Denken wir an die Geschichte von Joseph, in Amerika haben wir unsere sieben fetten Jahre gehabt. In China hatten sie ihre sieben mageren Jahre. Laßt unsere überfließenden Kornspeicher öffnen und als Gegenleistung nicht chinesische Dollars, sondern die Freundschaft des chinesischen Volkes erbiten.“ Flanders sandte eine Durchschrift seines Antrages an Präsident Eisenhower, damit seine Anregung vielleicht noch auf dem Botschaftertreffen in Genf erörtert werden könne. Man sollte annehmen, daß für Flugzeuge mit solcher Last der Luftraum wirklich sein Tabu verlieren würde.

Hadobu



Die fünfte Großmacht

Daily Mail, London

Nach der Genfer Konferenz

Von Hans Dohrenbusch

Eine westdeutsche Zeitung brachte am Tage nach der Genfer Konferenz eine Karikatur, die den deutschen Michel traurig und nachdenklich an einem Tisch zurückläßt, den die Großen Vier eben verlassen haben. Man sieht das große Flugzeug, das Eisenhower in sein Land zurückbringt; etwas gebeugt von den marokkanischen Sorgen zieht der kleine Faure ab, aufrecht und elegant geht Eden, halsumschlungen ziehen zwei Russen, einer bläst aus einer Zigarre lustige Kringel in die sommerliche Luft der Schweiz; man sieht, sie sind bester Laune, der gleichen, die sie auf der Konferenz zur Schau trugen. Allein und nachdenklich sitzt der deutsche Michel am verlassenen Tisch. Gute Worte hat man für ihn gefunden, aber nur Worte, denn seinem Herzenswunsch ist man nicht näher gekommen, ja er muß das Gefühl haben, daß sein Wunsch in weite Ferne gerückt ist. Gewiß, es ist über sein Hauptproblem gesprochen worden, und man hat ihm am Ende der Konferenz auch schriftlich versichert, daß in folgenden Konferenzen auch weiterhin über ihn gesprochen wird. Aber es sind nur Worte. Und nur zu deutlich ist geworden, daß nicht sein Herzenswunsch den Vorrang hat, sondern die Sicherheit der gesamten Welt vor einem neuen Krieg. Vielleicht ist er auch etwas traurig darüber, daß Amerikaner und Russen ein zehn Jahre lang ruhendes Gespräch wiederaufgenommen haben und bisweilen zwischen Russen und Amerikanern ein fast herzlicher Ton herrschte, der sogar etwas wie gegenseitiges Vertrauen aufblühen ließ. Und vielleicht hat der deutsche Michel am einsamen Tisch das Empfinden, daß er eigentlich etwas aus der Rolle des amerikanischen Lieblingskindes verdrängt wurde.

Es mag dem Michel gehen, wie es manchen Menschen bisweilen im Verkehr mit ihren Vorgesetzten geht. Nur allzuoft verkennen sie, daß ihre Sorge eins nicht unbedingt Sorge eins des anderen zu sein braucht, sondern oft erst als Sorge zehn oder zwanzig rangiert. Bestimmt ist für Amerikaner und Russen die deutsche Wiedervereinigung nicht Sorge eins, denn Sorge eins — das machte der Gesamtverlauf der Konferenz überdeutlich — ist die Gefahr einer gewaltsamen Auseinandersetzung im atomaren Zeitalter. Niemand weiß mehr als die Vertreter dieser beiden Völker, was ein Atomkrieg bedeutet, denn sie sind die einzigen Mächte, die Experimente mit den tödlichsten Waffen, mit den Atombomben, durchgeführt haben. Wohl in keiner Phase der Konferenz kam dies deutlicher zum Ausdruck als in dem Moment, wo Eisenhower den grandiosen Vorschlag machte, daß Amerikaner und Russen sich gegenseitig erlauben sollten, ihre Länder zu überfliegen und Luftaufnahmen von den Rüstungsstätten zu machen, und hinzufügte, daß es, um Fortschritte für den Frieden zu erzielen, überhaupt keine

„Bedingungen“ gäbe, womit er selbst die hartgesotteten Russen verwirrte. Als konkretes Ergebnis der Konferenz ist festzustellen, daß die Entspannung zwischen den beiden großen Mächten Amerika und Rußland weitere Fortschritte gemacht hat. Das ist ein Gewinn für die gesamte Welt, auch für Deutschland. Die Russen haben wahrgemacht, daß sie bei einer westdeutschen Aufrüstung über die deutsche Wiedervereinigung nicht verhandeln werden. Zwar haben sie darüber gesprochen, aber das ist etwas anderes als verhandeln. Mit sehr viel Geschick haben sie das Gelände abgetastet und festgestellt, daß die deutsche Wiedervereinigung bei keiner der Westmächte eine unbedingte Herzenssache ist. Herzenssache ist allen, das darf man annehmen, die Verhinderung eines Atomkrieges. Hierfür werden Opfer gebracht werden, die Deutschland wahrscheinlich bezahlen muß. Das Wort „Alpdruck“, das durch die deutsche Presse geistert, hat eine reale Grundlage. Nachdem die geplanten deutschen Divisionen sich schon militärisch als sinnlos erwiesen haben, werden sie im Zuge einer weiteren Entspannung zwischen den Weltmächten auch politisch sinnlos. Es sieht wie ein Treppenwitz der Geschichte aus, daß am Tage, an dem das Gespräch über die deutsche Wiedervereinigung von der Tagesordnung in Genf abgesetzt wurde, in Bonn die neuen Uniformen vorgeführt wurden.

Mit dem Abbau des kalten Krieges wird Westdeutschland die politische Rolle verlieren, die es einige Zeit gespielt hat oder zu spielen glaubte. Man braucht nicht so weit zu gehen, wie es die französische Zeitung „Monde“ ansieht, die Adenauer in die Rolle des Bürgermeisters von Köln zurückversetzt, aber der Politik einer scheinbaren Stärke kann sehr wohl ein großer Katzenjammer folgen. Es waren die Vertreter der siegreichen Mächte des zweiten Weltkrieges, die in Genf beraten haben — und weiter beraten werden. Bei uns ist etwas in Vergessenheit geraten, daß der zweite Weltkrieg von Deutschland angezettelt und verloren wurde.

Als Trost mag gelten, daß selbst von den Russen ein Termin für die deutsche Wiedervereinigung genannt wurde. Sie sagten, in zwei bis drei Jahren. Das ist immerhin eine Hoffnung. Niemand konnte annehmen, daß die Wiedervereinigung Hals über Kopf beschlossen würde, denn zu viele Probleme, die vorher gelöst werden müssen, hängen mit der Zusammenführung der beiden Teilstaaten zusammen. Es bleibt Zeit, um diese Arbeit in Angriff zu nehmen, die nicht zuletzt auch eine entscheidendere Arbeit des DGB erfordert. Vielleicht wird man diese gewonnene Zeit einmal als das erfreulichste Ergebnis der Genfer Konferenz betrachten, denn in einer Periode der Entspannung läßt sich auch das deutsche Problem leichter lösen.

Oma Dillo schenkt achtzehn Kindern eine Heimat

Eine Reportage von Heinz Held

Ihre Väter — die kennen sie nicht. Viele erinnern sich noch nicht einmal ihrer Mütter. Sie lebten in Waisenhäusern. Gehänselt, verachtet, in Hilfsschulen gesteckt. Hin und her geschubst. Denn sie sind ja angeblich „minderwertig“.

Diesen Kindern ist eine dunkle Haut beschert. Ihre Väter sind nämlich dunkelhäutige Besatzungssoldaten. Und da sie eben nur Mischlingskinder sind, kümmert sich natürlich keiner um sie. Keine Besatzungsmacht. Keine Bundesregierung. Kein Parlament. Es gibt kein Gesetz, keine Verordnung, die den Status dieser Kinder bestimmt. Sie sind ausgestoßen. Heimatlos. Achthundert Kinder vegetieren verängstigt, an seelischen Komplexen leidend, im bundesdeutschen Wunderland dahin.

Eine Frau sieht seit Jahren diese Not. Eine Mutter von neun Kindern. Die Pfarrersfrau Irene Dillo in Wermelskirchen. Sechundsichzig Jahre alt ist diese Frau heute. Und trotzdem wählte sie sich zur Lebensaufgabe: Hilfe für diese Kinder!

Nach einer Arbeit voll ungeheurer Energie, gegen die unwahrscheinlichsten Widerstände ankämpfend, kann diese großartige Frau jetzt ein achtzehnfaches Lebensglück verschenken. Im Burgholz bei Wuppertal richtete sie in einer Baracke das erste Heim für achtzehn Mischlingskinder ein. „Dr.-Albert-Schweitzer-Kinderheim“ steht neben der Tür. Dieser Arzt im afrikanischen Busch ist der Schirmherr des Unternehmens. Pfarrer Dillo und seine Gattin sind mit diesem Menschenfreund in Lambarene befreundet. Sie schrieben ihm von der Not der Mulattenkinder. Der greise, große, schöpferische Mann gab Ratschläge, und schließlich ließ er seinen Namen für einen Verein, dessen Ziel eben die Errichtung eines Dorfes für Mischlingskinder in Deutschland ist.

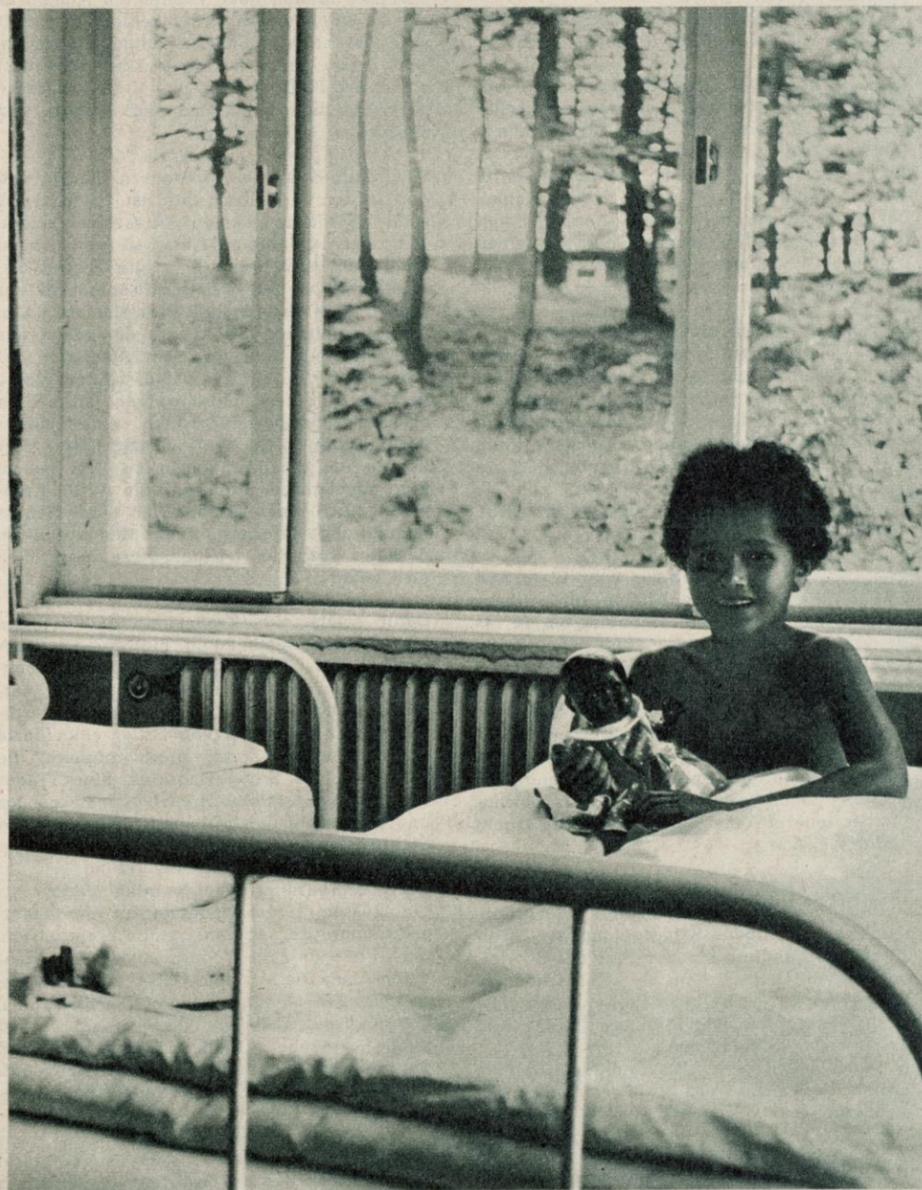
Nun — ein Dorf ist es noch nicht geworden. Dazu reichen die Finanzen nicht. Aber der „Dr.-Albert-Schweitzer-Kinderheim-Verein e. V.“ zählt inzwischen über zweihundert Mitglieder, unter ihnen namhafte Politiker, Theologen, Sozialwissenschaftler, Industrielle und kinderliebende Familien. Und Irene Dillo konnte so immerhin wenigstens für 18 Kinder im Wald von Burgholz eine Heimat schaffen.

Die Baracke, der die Bäume in die Fenster wachsen, hat der Verein dem Paritätischen Wohlfahrtsverband abgemietet. Dieser Ver-



band, der unweit des Kinderheims noch andere Gebäude unterhält, liefert auch die Verpflegung. Tagessatz: 5.— DM. Finanziert aus Spenden und Vereinsbeiträgen . . . denn von den Jugendämtern, die jene Mischlingskinder nach Burgholz „abgaben“, zahlt nur eines den vollen Satz, einige wenige ein paar Groschen und die meisten überhaupt nichts. Denn: . . . es sind ja nur Mischlingskinder.

Lehrerin, Kindergärtnerinnen und Erzieher — fünf an der Zahl — betreuen die Kinder nun im „Busch von Burgholz“ liebevoll. Übrigens: gleichsam ehrenamtlich, denn für die Gehälter stehen nur 350.— DM zur Verfügung. Und siehe, nachdem die Kinder hier ihre Scheu verloren, nachdem sie Gleichgeachtete unter Gleichgeachteten waren, erwies sich, daß sie nicht minder begabt als andere Kinder sind. Im Gegenteil: Die meisten haben neben der dunklen Haut auch eine außerordentliche Intelligenz. Frau Dillo sagt: „Die Kinder sollen lebensnah erzogen werden. Sie sollen sich ihrer dunklen Haut und Herkunft bewußt sein, sich ihrer aber nicht schämen. Und unsere Erziehung wird so angelegt, daß die Kinder von vornherein »auslandsreif« werden.“ Denn die Kinder werden es auch später schwer in Deutschland haben. Für sie darf es nicht die übliche „Endstation Zirkus“ geben. Nun — vielleicht winkt manchen von den Jungen und Mädchen im Burgholz eine große Zukunft. Mister Buchana, ein Mischling wie sie und in Wuppertal aufgewachsen, verfolgt vom schwarzen Kontinent aus das Burgholzer Experiment mit großem Interesse. Mister Buchana aber ist Staatssekretär, was soviel wie Minister heißt, im Lande Nigeria.



WASSERKOPF Wir haben viel Geld. Oder nicht? Fürs Militär bestimmt, denn im Bundesverteidigungsministerium gibt es folgende Planstellen:

- einen Major „für den kalten Krieg“,
- einen Major „für empfindliche Punkte“,
- einen Major „für aktuelle Information und musische Betätigung“,
- einen Major „für fliegendes Untersonal“,
- einen Major „für Jugendschrifttum“,
- einen Major „für die mitprüfende Bearbeitung der Dienstvorschriften des Heeres“,
- einen Major „für die Auswahl von US-Lehrfilmen“,
- einen Major „für maschinelles Berichtswesen“,
- einen Hauptmann „für Fragen der militärischen Repräsentation“.

— Geld spielt keine Rolle beim Militär — für die Armen unseres Volkes ist keins da.



VORBILD Die neue Gemeindeordnung des Landes Baden-Württemberg, die der Landtag in Stuttgart soeben verabschiedete, sieht erstmalig in der Bundesrepublik den „Bürgerentscheid“ als Versuch der unmittelbaren Demokratie vor. Wenn zwei Drittel des Gemeinderates es beschließen oder eine genügende Anzahl von Bürgern es begehren, muß eine wichtige Gemeindeangelegenheit in „Volksabstimmung“ entschieden werden.

— Ein ermutigendes Beispiel, das eigentlich auch auf Bundes- und Landesebene paßt.

MINDESTLOHN Das amerikanische Repräsentantenhaus stimmte mit großer Mehrheit für eine Erhöhung der Mindeststundenlöhne von 75 Cent auf einen Dollar ab 1. März 1956. Präsident Eisenhower hatte eine Erhöhung auf 90 Cent vorgeschlagen. Der Gesetzentwurf geht nunmehr an den Senat zurück, der sich für eine Erhöhung auf einen Dollar ab 1. Januar 1956 ausgesprochen hat. — Und bei uns?

DULLES Auf einer Pressekonferenz, in der er unter anderem zu den auf der Genfer Konferenz behandelten Fragen Stellung nahm, sagte der amerikanische Außenminister Dulles, die Wiedervereinigung Deutschlands werde sicher kommen, wenn auch noch nicht sofort. Sie „liegt jedoch in der Luft“.

— Hoffentlich gelingt es, sie auf die Erde herabzuholen.

MIETE Mit Wirkung vom 1. August sind die Mieten für Altbauwohnungen in der Bundesrepublik um 10 bis 20 v. H. erhöht worden. Nach den Preiserhöhungen für Brot, Milch, zahlreiche Transport- und Energietarife sind damit auch die Kosten für eine der Grundvoraussetzungen unserer Lebenshaltung angestiegen.

— Das Deutsche Industrieinstitut meinte allerdings in seiner letzten Veröffentlichung, daß sich die Lebenshaltungskosten „trotz geringfügiger innerer Verschiebungen“ nicht erhöht hätten.

HEIMKEHR? „Moskau wird nicht die Ankunft Adenauers abwarten, um die deutschen Kriegsgefangenen freizulassen“, kündigte ein Sprecher der Sowjetbotschaft in Ostberlin an. Sie seien schon auf dem Marsch zum Verladebahnhof Gorki. Die Kranken würden bei Stalingrad zu einem Transportlager versammelt.

— Sind die Russen also intelligent genug, unsere Gefangenen nicht zum Handelsobjekt zu machen?

AUFRUHR Für Frankreich ist noch während der Genfer Konferenz die Marokkofrage erneut in den Vordergrund getreten. Über hundert Tote und mehrere hundert Verletzte sind die Bilanz der ersten beiden Amtswochen des neuen Generalresidenten Gilbert Grandval, bisher Frankreichs Hochkommissar und Botschafter an der Saar. Frankreich sieht sich genötigt, die bisher in Indochina stationierten Truppen in immer größerem Umfang nach Nordafrika zu schicken. — Aber ihr Einsatz ist letzten Endes ebenso nutzlos wie der in Indochina, wenn er ein bloßes Mittel der Unterdrückung bleibt.

UNTERSCHIED Nach den neuesten Dienstabweisungen der amerikanischen Armee sollen die chemischen und bakteriologischen Waffen nicht mehr als „Massenzerstörungsmittel“ angesprochen werden. Begründung: „Sie können zwar auf die menschlichen Massen vernichtend wirken, zerstören jedoch keineswegs das Material und die Bauten in gleicher Weise wie die atomaren Waffen.“ — Kinder, es ist ja alles halb so schlimm!

AUFWARTS Jugendzeitschrift des Deutschen Gewerkschaftsbundes. Verlag: Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilh. Biedorf. Verantwortl. Schriftleitung: Hans Dohrenbusch. Graph. Gestaltung: Willy Fleckhaus (abw.) Telefon 8 04 81. AUFWARTS erscheint alle 14 Tage. Bestellung bei allen Jugendfunktionären und Postanstalten. Bezugspreis durch die Post viertelj. 1,15 DM zuzüglich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigelegt werden. Kupfertiefdruck: M. DuMont Schauberg in Köln.

„Kreuzbube“ sticht im ärmsten Bezirk

Bürgermeister Willi Kreßmann bekämpft die Bürokratie

Eine Studie von Luiselotte Enderle

Willi Kreßmann vom Bezirk Kreuzberg, einer der zwölf Berliner Bürgermeister, ist gegenwärtig der populärste Mann in Berlin. Vor drei Monaten ist er in Kreuzbergs erstes Rathaus gezogen. „Das Rathaus der offenen Türen“ hat es Kreßmann genannt. Ein Taxi bringt mich hin. Ich frage den Chauffeur: „Warum ist Bürgermeister Kreßmann so populär?“ Er meint: „Wissen Sie, der ist richtig. Feigt uff de Bürokratie. Handelt schnell. Kimmert sich um allens. Redt mit unserein. Is unjemein jefällig, aber jefalln läßt der sich nischt! Un hier isses Kreuzberger Rathaus!“ Ein Hochhaus, das etwa 38 Meter in den Himmel ragt, mit breiten Glasfronten. Mit dem Paternoster fahre ich in den ersten Stock. Grüß Gott bei der Sekretärin. Grüß Gott beim Bürgermeister.

Willi Kreßmann, der SPD angehörig, ist Mitte vierzig, hat graumeliertes Haar und buschige schwarze Brauen über vergnügten Augen. Er ist, auf saloppe Weise, gut gekleidet, verhält sich, bei allem lebhaften Entgegenkommen, sehr leise, sehr bestimmt. Und vermittelt sofort den Eindruck, daß er notfalls die Jacke auszieht, die Hemdärmel aufkrepelt und zapackt.

Seit Willi Kreßmann wieder in Berlin und dort in der Verwaltung tätig ist, hat er durch seine Sofortmaßnahmen Aufsehen erregt. Während der Jahre 1947 bis 1949 war er beim Magistrat, verantwortlich für die Gesamtwirtschaft Berlins. Der Wirtschaftsablauf in der großen Viersektorenstadt war damals unheimlich kompliziert. So konnte der Mann aus Charlottenburg nur in Charlottenburg, der Tempelhofer nur in Tempelhof kaufen. Wehe dem, der in einem Sektor wohnte, im anderen arbeitete und bei Büroschluß seine Lebensmittel noch nicht beisammen hatte! Der konnte am Abend hungrig zu Bett gehen. Eine unmögliche Situation, die Willi Kreßmann durch einen Sondererlaß ohne Genehmigung der Alliierten aufhob. Man wollte ihn deshalb verhaften. Klugerweise unterblieb dies jedoch.

Dafür setzte sich Kreßmann sogleich über eine andere Bestimmung hinweg: Er sanktionierte den „Grauen Markt“, wo man Mangelware zu einem tragbaren Überpreis verkaufen und kaufen konnte. Damit durchlöcherte er die schon von Hitler eingeführte „Bewirtschaftung“ und brach zugleich die Hochblüte des Schwarzmarktes. Eines Tages zog er mit einer Schar Kreuzberger Bürger los und räumte demonstrativ mit Lastwagen und Stahlrossen fünfzig Sperren weg, die auf Geheiß der Ostberliner Regierung an der Sektorengrenze errichtet worden waren. Als die Russen 1951, wiederum an der Sektorengrenze, Fahrzeugzölle einführen, antwortete er ohne Zögern mit einer Gegenmaßnahme: Die aus dem Ostsektor einfahrenden Wagen mußten ebenfalls Zoll zahlen. Worauf die anderen den Autozoll sofort wieder aufhoben. Manche nennen ihn mit vergnügter Genugtuung den „Kreuzbuben“. Manche auch benutzen den Spitznamen durchaus als Schimpfwort.

Der „Kreuzbube“ von Berlin hat es nicht leicht als Bürgermeister des ärmsten Bezirks dieser großen Stadt, der die längste Sektorengrenze nach Ostberlin zu hat. Die Arbeitslosigkeit in Kreuzberg ist hoch: 18 v. H. Eine große Zahl der Bewohner sind Rentner. Die Bevölkerung ist außerdem überaltert. Um allen möglichen Sektorenschwierigkeiten zu entgegenen, hat er für die Häuser, deren Ausgang in eine Straße Ostberlins führt, einen zweiten bauen lassen, der in Kreuzberg mündet. Für alle Fälle. Denn Kreßmann wünscht für seine Bürger jede Sicherheit, und er wünscht friedliche Beziehungen zum Ostsektor. Er braucht sie auch. Denn etwa 40 000 Westberliner arbeiten dort, und etwa 32 000 Facharbeiter aus dem Osten sind in Westberlin tätig.

Dieser Bürgermeister ist ein Feind der überzüchteten Bürokratie. Er will die Verwaltung vereinfachen, den Apparat verkleinern, die Beamtenschaft verjüngen, die Beamten elastischer machen. „Warum braucht Berlin zwölf Verwaltungsbezirke?“ stöhnt er. „Ging's nicht mit der Hälfte oder mit noch weniger?“

Während unserer Unterhaltung landet eine dicke Mappe mit Briefen auf dem Schreibtisch. Die Post aus dem „Kummerkasten“. Der Bürgermeister weist mit der Hand aus dem Fenster. Unten, neben dem Rathausingang, steht ein Postkasten, der alle Briefe mit rechtlichen, persönlichen, wirtschaftlichen und privaten Fragen und Klagen der Kreuzberger aufnimmt. Der Bürgermeister beantwortet

jedes Schreiben selbst. Der Kummerkasten muß viel schlucken. Reihen von Leitordnern enthalten die zu Tausenden bisher eingegangenen Briefe. Darin steht ein Stück Lebensgeschichte Berlins, mitgeteilt einem Bürgermeister, der es genau wissen will. Die Kreuzberger haben aber noch eine andere Möglichkeit, mit ihrem Bürgermeister zu reden: die monatliche „Meckerstunde“.

Ich kam etwas zu spät und stand mit einer Traube von Menschen vor verschlossenem Tor. „Bei Ihnen piep'ts wohl Tür zu, und unserein nich rinlassen!“ empörte sich ein junger Mann. „Is feuerpolizeilich jeschlossen! Kommse jefälligst frieher!“ verteidigte sich der robuste Hausmeister. „Na, son Quatsch! Hamse det jehört? Ick kann nich frieher, damit ses wissen, Herr Feldwebel! Ick muß nämlich um achte meine Heiser zuschließen!“



rief eine dicke Frau und klapperte mit einem großen Schlüsselbund. Als ich dann, über heimliche Umwege, in den vollen Saal gelangte, war dort die „offizielle Meckerei“ bereits im Gange. Die Fragen wurden auf Zetteln abgegeben. Bürgermeister Kreßmann las sie vor und antwortete sofort. Eine wesentliche Rolle spielten Wohn- und Mietangelegenheiten. Ich erfuhr:

daß Kreuzberg der meistzerstörte Teil Berlins ist und deshalb die größte Wohnungsnot hat,

daß Leute, die sich 1951 gemeldet haben, jetzt, 1955, mit Wohnungen versorgt werden können,

daß 12 000 Bürger in Kreuzberg noch keine Wohnungen haben,

daß die Sätze des sozialen Wohnungsbaus, 1,20 DM je Quadratmeter, nach Meinung des Bürgermeisters viel zu hoch seien,

daß nicht mehr in dem Tempo wie bisher weitergebaut werden kann, weil es an Rohmaterial und an Handwerkern mangelt,

daß es die Aufgabe des Berliner Senats sei, aus den Trümmern alles verwendbare Material herausholen zu lassen.

Es wurde gefragt, ob der Bürgermeister wegen der Erhöhung der Altmieten zum Mieterstreik aufrufen würde? Nein! Das würde er nicht. Ob er etwas dagegen unternehmen würde, daß Jugendliche die Spielautomaten benutzen? Nein! Das würde er nicht. Ob er etwas gegen die Herstellung und Verbreitung der Schundliteratur unternehmen würde? Kreßmann: „Warum seid ihr immer für Verbote? Ich bin dagegen, daß sich die Verwaltung nur damit beschäftigt, Verbote zu erlassen. Die Bürger sollen dafür sorgen, daß das, was sie nicht mögen, sich nicht ausbreiten kann. Die Schundliteratur? Kauft sie doch nicht! Die Spielautomaten? Benutzt sie doch nicht! Aber, nutzt den Jugendlichen gegenüber eure Autorität. Ihr unterschätzt euch und eure Möglichkeiten. Es ist notwendig, daß euer politisches Bewußtsein stärker wird. Daß ihr mehr an der Gestaltung des Staates mitarbeitet. Daß ihr mehr Verantwortung übernimmt im öffentlichen und im politischen Leben.“

Woher kommt Kreßmann? Diese Frage drängt sich bei einer so eigenwilligen Persönlichkeit auf. Er ist echter Berliner, Jahrgang 1907. Er fliegt von der Schule, lernt Buchdrucker, schließt sich der SPD an, organisiert einen Tarifstreik, studiert als Werkstudent an der Hochschule für Politik, wird, weil zu eigenwillig, von der Parteiliste gestrichen, verläßt jedoch auf Anraten der SPD zusammen mit seiner Frau das Deutschland Hitlers: Die po-

litische Emigration wird zur Flucht durch Europa. Erste Station Wien, von wo das Ehepaar Kreßmann nach dem Dollfuß-Aufstand flieht, nach Madrid, nach Rom. Kreßmann schreibt über die Ursachen des Faschismus. Das nimmt man ihm übel. Man stellt ihm nach. Er flieht weiter. Die Schweiz nimmt ihn auf. Keine Politik! Nein, Studium der Heilpädagogik. Willi Kreßmann heißt jetzt Erich Wendland. Er wird als Heilpädagoge sehr bekannt. Er erhält einen Ruf nach Dänemark und soll Lehrer einer Volkshochschule in Zeeland werden. Doch die dänische Polizei stellt fest, daß die Pässe nicht echt sind. Man sperrt das Ehepaar Kreßmann-Wendland ein. Ein Schweizer Freund erreicht endlich, daß die Stadt Zürich ihnen einen Reiseausweis ausstellt.

Das Ehepaar übersiedelt nach Prag. Dort betätigt sich Kreßmann als Möbelträger, Statist, Sprachlehrer. Von da fliehen sie vor den Nazis nach Polen. In Warschau gründen sie für den großen Flüchtlingsstrom, der sich nun ergießt, Hilfsorganisationen. Als der Krieg Polen erreicht, flüchten sie über Schweden und Norwegen nach England. In letzter Minute. Dort betätigt sich Kreßmann als Hilfsarbeiter. Als Hitler Holland besetzt, werden in England alle Flüchtlinge aus Deutschland interniert. Mit Tausenden sitzt Kreßmann auf der Insel Man. Als er beweisen kann, daß er kein zum Zwecke der Zersetzung und Spionage eingeschleuster Nazi ist, wird er freigelassen. Er beginnt sein ziviles Leben als Schuttrümer nach V-2-Angriffen. Dann stellt ihn eine Milchgesellschaft an. Er bringt es dort zum Prokuristen. Von der Milch wechselt er zu Hauswirtschaftsartikeln über. Er betätigt sich auch als Geschäftsführer bei der Firma Collins & Elizabeth Arden, kosmetische Artikel. Schließlich wird er Leiter einer internationalen Transportgesellschaft. Das Ehepaar Kreßmann hat sich nun gut in England eingelebt. Es hat ein ausreichendes Einkommen gefunden.

Doch als der Krieg zu Ende ist, will Kreßmann nach Deutschland zurück. Auf der Flucht durch Europa hat er viel gelernt. Wohin er kam, war er Flüchtling, war Fremder, war er hilfloser als jeder Bürger. Aber er ließ sich während dieses gehetzten Lebens nicht das Kreuz brechen. Er blieb elastisch und verlor seine Heiterkeit nicht. Mehr noch: Er bewahrte seine volle Unabhängigkeit. Er schrieb nicht, wie man ihm vielfach nahelegte, in ausländischen Zeitungen, sprach nicht über ausländische Sender zum „neuen Deutschland“. Er lehnte es mit der Begründung ab: „Ich muß dieses neue Deutschland erst kennen, ehe ich zu ihm sprechen kann.“

Schwarze Hausbesitzerlisten

Man kann sich nicht des Eindrucks erwehren, daß „schwarze Listen“ gegenwärtig bei verschiedenen Stellen und Organisationen wieder sehr populär sind.

Es waren vor Jahrzehnten die Unternehmer und später deren Verbände, die mißliebige Arbeiter, die für die Rechte ihrer Kollegen eintraten, auf solche Listen setzen ließen und sie damit der Arbeitsmöglichkeit beraubt hatten. Seit damals haben sich Karteien und Verzeichnisse mißliebiger Personen vermehrt, und die Anzahl der bestehenden Listen von Verfeimten kann als Gradmesser dafür gelten, in welchem Maße die demokratischen Freiheiten in einem Lande bedroht sind. Informierte Kreise behaupten, daß es in der Bundesrepublik sehr viele solche Listen gibt ...

Als neue Listen-Erregung können die von Hausbesitzern angelegten Listen von „unerwünschten“ Mietern gelten. Im „Neu-Isenburger Anzeigenblatt“ war vor kurzem die folgende Meldung zu lesen:

„... Der Haus- und Grundbesitzerverein Neu-Isenburg will jetzt eine Liste der wirtschaftlich und gesellschaftlich unerwünschten Mieter zur Einsichtnahme seiner Mitglieder anlegen.“

Aus der Hausherrensprache ins allgemeine Deutsch übersetzt, gelten wohl jene Mieter als „gesellschaftlich unerwünscht“, die sich nicht widerspruchslos jede Steigerung der Mieten gefallen lassen und die mehr Kinder haben, als dies dem Hausbesitzer angenehm erscheint. Vielleicht werden in Zukunft junge, wohnungsuchende Ehepaare einen zusätzlichen Punkt im Mietvertrag unterzeichnen müssen, in dem sie sich verpflichten, Minister Wuermelings Bemühungen nicht zu berücksichtigen.

Das Gerücht, daß Herr Minister Wuermeling gegen die schwarzen Listen des Hausherrnvereins Stellung genommen hat, hat sich bisher nicht bestätigt.

Kurt Hirsch



Glück auf! Zu den Tagungen der jungen und alten Bergarbeiter in Kassel



Liebe Jugendfreunde

Der 3. Jugendtag unserer Industriegewerkschaft soll einen beachtlichen Meilenstein unserer Jugendarbeit darstellen. Hoffen wir, daß es uns gelingen wird, ihn würdig den vorangegangenen Tagungen anzureihen.

Es ist gut, sich unserer Gewerkschaftsgeschichte zu erinnern, um daraus Kraft für unser Wollen zu schöpfen. Die Aussprache und Auseinandersetzung von Idee und Meinung, die Achtung und die Anerkennung des Andersdenkenden waren immer Voraussetzung für die große Kraft der Arbeitnehmerschaft. Sie schufen das Fundament für gemeinsame Opfer und gemeinsame Tat. Mitbestimmung und Mitverantwortung haben zunächst in den eigenen Reihen Platz gefunden und konnten nur durch die Pflege in der eigenen Familie zum großen Ziel der Arbeitnehmerschaft in Gesellschaft, Staat und Wirtschaft werden.

Das Ideal, Demokratie, ist mit einer freien Gewerkschaftsbewegung unlösbar verbunden. Dort, wo es zerstört wird, sind Frieden und Freiheit der Arbeitnehmer in steter unmittelbarer Gefahr. Der Nationalsozialismus ist eines der letzten drastischen Beispiele dafür.

Zehn Jahre nach Beendigung des durch die Diktatur heraufbeschworenen Chaos für Deutschland und die Welt gilt es, die Demokratie mit aller Kraft zu verteidigen und auszubauen.

Der 3. Jugendtag kann einen Teil dieser Aufgabe erfüllen. Voraussetzung dafür ist, daß die Delegierten sich bemühen, die Grundzüge der Demokratie selbst zu beachten und zu pflegen. Die zukünftige Jugendarbeit wird weiteren Aufschwung erleben, wenn auch die jungen Funktionäre von heute über die eigene Überzeugung in der Auseinandersetzung mit den Freunden und Kameraden in der Organisation zum gemeinsam Verbindlichen kommen. Mit diesem Vorhaben der Geschichte unserer Bewegung zu dienen, bedeutet, dem Motto „Einheit — unsere Stärke“ gerecht zu werden. Dieses Wollen bedeutet jedoch auch, zu erkennen, daß dem Wort die Tat folgen muß, wenn man selbst gestalten will. Darum formt das weitere Werden.

Hans Alker.

Delegierte des 3. Gewerkschaftsjugendtages!

„Einheit — unsere Stärke“, war die erste Losung der sich gegen Not, Elend, Ausbeutung und Unterdrückung auflehrenden Proletarier. Es ist daher ein glücklicher Entscheid des Jugendhauptausschusses, dieses Motto dem 3. Gewerkschaftsjugendtag voranzustellen.

Vom Anbeginn gewerkschaftlichen Tuns bis in die heutige Zeit hat diese Losung erst-rangige Bedeutung behalten. Die weltpolitische Unsicherheit drängt erneut zu dieser Erkenntnis und Überzeugung. Jeden Tag können wir von den drohenden Wogen überrollt werden. Wenn uns nun die Erkenntnis tatsächlich zu einer äußersten Solidarität verbindet, im gemeinsamen Versuch, die Katastrophe zu verhindern und einen guten Frieden zu erarbeiten, dann bewährt sie sich als das, was sie ist: als die eigentliche Wahrheit unserer Zeit.

Für unsere Bergarbeiterbewegung ist das Wort Solidarität kein Fremdwort. In harten Stunden ist es gelernt und geübt worden. Und gegenwärtig wird die Arbeiterschaft, vielleicht auch mit tiefem Erschrecken im heutige relativen Wohlstand, erkennen müssen, daß sie sich nicht von diesem Begriff entfernen darf. Die deutsche Arbeiterbewegung hat an diesem Weltproblem mitzuwirken. Der Kontakt der Weltorganisation und der Delegierten genügt nicht. Es bedarf der inneren Bereitschaft aller Mitglieder.

Die Energie in unserer Bewegung wird in dem Maße zunehmen, inwieweit es uns gelingt, in der täglichen Kleinarbeit die allzu kleinen Ziele der eigenen Enge zu überwinden. Die scheinbar untätige, schweigsame Existenz des solidarischen Verhaltens stärkt die Schwachen und macht die Abhängigen unabhängiger. Sie

hilft den sozialen Frieden garantieren. Viele ahnen nicht, daß alles dies zusammenbrechen würde, wenn uns die Gewerkschaften durch irgendeinen Eingriff zerschlagen oder nur durch Spaltung geschwächt würden.

Möge im einzelnen noch so viel Kritik an unserer Gewerkschaft geübt werden, die Solidarität als schlichte, harte und oft unangenehme Tatsache, als Kraft und Tugend ist immer noch der Grund unseres Bauwerks. Sie ist es auch, welche erst die Einheitsgewerkschaft möglich macht, sie sinnvoll macht, sie notwendig macht. Nur in Erweiterung dieser Kraft, in der Vertiefung ihrer Solidarität kann die Arbeiterbewegung ihre Zielsetzung für die Zukunft sichern. Sie muß die Solidarität zum ungeschriebenen Gesetz ihres Handelns werden lassen.

Der Aufstand der Berliner Arbeiter 1953 hat uns alle die elementare Kraft dieser Solidarität spüren lassen. Sie gingen solidarisch vereint auf die Straße, um für die Existenz der arbeitenden Menschen zu kämpfen. Ohne diese große Solidarität der Arbeiterschaft wäre der 17. Juni nicht zu einem politischen Ereignis in diesem Ausmaß für das deutsche Volk und die freie Menschheit geworden.

So laßt uns denn im Bewußtsein dieser gemeinsamen Kraft den Kampf für Frieden, Freiheit und Brot führen. Ihr jungen Delegierten des 3. Gewerkschaftsjugendtages könnt Euren Anteil dazu leisten. Seid eingedenk des geschichtlichen Auftrages der Arbeiterbewegung:

„Einheit — unsere Stärke!“

Heinrich Imig



Man muß auch mal Ferien machen...

Sie spuckten ins Wasser, kauten an Grashalmen und sahen mit zusammengekniffenen Augen über den Rücken des Anglers hinweg unverwandt auf die Pose. Die war rot und trieb in dem grünlichen Wasser dicht an der Kai-mauer entlang. Schlepper tuteten, in der Mitte des Flusses war am Rand einer Sandbank ein Floß vor Anker gegangen. Ein Bagger stand darauf und kippte sein Eimerband in einen rostigen Eisenprahm. Die Uferpromenade war noch vom Krieg her zerstört, aber man ging schon daran, sie wieder in Ordnung zu bringen. Es waren bereits Schächte für die neue Abwasserleitung gegraben, und eine asthmatische Betonmischmaschine war auch irgendwo zu hören.

Das wichtigste waren jedoch die Rohre. Sie hatten eine Länge von drei Meter fünfzig und einen Durchmesser von einem Meter. Sie lagen hier überall umher, und wenn man Zeitungspapier oder Gras oder Holzwohle hineinlegte und hing vor die Öffnung eines Zementsack, dann ließ es sich wunderbar in ihnen schlafen. Und eben das hatten Schmitti, Bizeps und Zahnlücke in den letzten Nächten denn auch ausgiebig getan. Heute allerdings sollten die Rohre verlegt werden, und da war ihnen nichts anderes übriggeblieben als früher aufzustehen; und so saßen sie jetzt hier am Kai, ließen die Beine baumeln, kauten auf Grashalmen herum und sahen dem Angler zu.

Der hieb jetzt die Rute an, und eine etwa handgroße Plötze zappelte am Haken. „Na ja“, seufzte Schmitti, „wie lange sitzen wir jetzt hier?“

„Drei Stunden“, sagte Bizeps. „Siehste“, sagte Schmitti, „hat sich also doch noch gelohnt.“ Er ließ sich hintenüber aufs warme Pflaster fallen und kreuzte ein Bein übers andere: „n Vorschlag. Zwei machen sich lang, und der dritte sagt Bescheid, wenn was beißt.“

„O. K.“ Zahnlücke nickte bereitwillig und ließ sich ebenfalls umkippen. „Bizeps, mach 'n Anfang mit Aufpassen.“

„Duslig geworden, was?“ Bizeps legte sich auf den Rücken und reckte sich. „Als ob der uns nicht auch selber Bescheid sagen könnt.“

„Tadellos“, sagte Schmitti, „wenn wir unsern Boß nicht hätten. — He!“ schrie er in Richtung des Anglers, „sag Bescheid, wenn de was dran hast, O. K.“

Der Angler rührte sich nicht. „'n Filosof“, sagte Zahnlücke schläfrig, „sind die immer.“

Die Sonne stieg höher. Straßenbahnläuten, das Rumpeln der Betonmischmaschinen und das Raseln des Baggers lagen in der Luft. Den Fluß entlang krochen die schwarzen Rauchfahnen der Schlepper, und hin und wieder glitt wie ein großer motorisierter Schwan ein weißer Vergnügungsdampfer vorbei, und Musik und Gesang wehten herüber. Ein Milan kreiste über ihnen.

Zahnlücke sah durch seine ewig beschlagenen Brillengläser blinzeln zu ihm auf. „'n Adler, Bizeps, gucke.“

Bizeps schob sich den Grashalm in den anderen Mundwinkel und seufzte; er zwinkerte nicht mal. „Selber Adler.“

„Kein Sinn für Natur“, sagte Zahnlücke. „Schmitti! Hängt da 'n Adler oder nicht?“

„Da hängt einer“, sagte Schmitti, ohne die Augen zu öffnen.

„Tatsache?“ Bizeps hob etwas den Kopf. „Wo?“

„Keine Ahnung“, sagte Schmitti. „Da, Mensch!“ Zahnlücke reckte die Fußspitze hoch zum Zenit.

„'n Adler“, sagte Bizeps verächtlich, „'ne Krähe is das, bestenfalls noch 'n Habicht.“ „Egal“, sagte Schmitti, „das Ding fliegt jedenfalls, und wir kleben hier fest.“

„Getroffen.“ Bizeps gähnte. „Eins rauf mit Mappe, der Dicke.“

„Fliegen“, sagte Schmitti verträumt, „Zahnlücke, kannst du das: Fliegen?“

„Und wie, Mensch. Wie 'ne Giraffe.“

„Was is'n mit dem Filosof“, fragte Bizeps, „der unterschlägt se uns wohl alle.“

„He!“ rief Schmitti, ob de wieder einen gekriegt hast?!”

Der Angler antwortete nicht. „Siehste“, sagte Zahnlücke, „beleidigt.“

Der Milan war abgekippt. Er schwebte jetzt auf der anderen Flußseite über einer qualmenden Konservenfabrik. Ein Raddampfer mit sechs tiefliegenden Kohlenkämen im Schlepptau schaufelte sich fauchend den Fluß hoch. Schmitti war ein Rußstäubchen ins Auge gekommen; er richtete sich auf und rieb sich die Augen. „Kinder!“ sagte er, „wißt ihr was: Der hat uns angeschmiert, der is weg.“

„Bloß, weil ihr dauernd mosern müßt.“ Bizeps spuckte seinen Grashalm aus und sah blinzeln den Kai entlang. „Leute!“ sagte er plötzlich, „Mensch, Leute!“

Zahnlücke schob sich die Hutkrempe aus dem Gesicht. „Na?“ fragte er mißtrauisch.

Bizeps nickte versonnen zu einer bewimpelten Motorbarkasse hin, die gerade an einem der Laufstege anlegte: „Wasserpönte. 'n schicken Kahn haben die, was?“

Sie beobachteten nachdenklich die vier Polizisten, die über den Laufsteg kamen. „Forsche Knaben“, sagte Schmitti, „wirklich: kannst du nicht anders sagen. Kinder“, sagte er plötzlich, „Menschenskind!“

„Na?“ machte Bizeps, „kapierte?“ Zahnlücke mißtrauenskerbe zwischen den Brauen vertiefte sich noch. „Vielleicht könnt ihr 'm harmlosen Menschen mal eben erklären.“

„Ruhig mal“, sagte Schmitti. Sie lauschten.

„Ich hab euch was gefragt“, sagte Zahnlücke. „Der spurt nich“, sagte Schmitti. „Mensch, 'ne Bootsfahrt!“

„Was denn: mit dem Ding?“ Zahnlücke sah ihn von der Seite her an. „Du, dann schon lieber fliegen.“

„Fliegste ja auch, wenn de da drin sitzt.“

„Ja: Raus.“ Bizeps schob die Unterlippe vor. „Du willst 'n gelernter Mechaniker sein?“

„Jetzt sagt bloß noch, ich soll 'n Steuermann machen.“

„Na, wer 'n sonst?“ sagte Schmitti. Zahnlücke Brillengläser beschlugen um einige Hauchgrade mehr.

„Oder“, fragte Bizeps, „kennst du dich mit so 'ner Nuggelpinne etwa nicht aus?“

„türlich kenn ich mich aus.“

„Also“, sagte Schmitti, „denn los.“ Sie standen auf und schlenderten hin.

Die Polizisten hatten jetzt die Uferpromenade erreicht. Einer hielt einen blauen Aktendeckel unter dem Arm, in dem sich die Sonne spiegelte. Sie übersprangen den Graben und gingen zu den Arbeitern rüber, die die Betonmischmaschine bedienten.

„Haste Töne“, Zahnlücke spuckte aus, „die kontrollieren sie!“

„Auch 'n Los“, seufzte Schmitti, noch nicht mal in Ruhe arbeiten können!“

„Na, was is?“ fragte Bizeps Zahnlücke, der den Bug der Barkasse prüfend ins Wasser drückte.

„Hübsche Schaluppe. Bloß der Polizeiwimpel stört 'n bißchen.“

„Siehste“, sagte Schmitti, „der versteht noch immer nicht. Mensch, überleg doch mal: Wir und 'n Polizeiwimpel!“ Er strich sich lieblosend das silberstopplige Kinn: „Na —?“

Über Zahnlückes verwittertes Landstreicher-gesicht glitt der Abglanz von etwas, das man mit einigem guten Willen als Versuch zu lächeln bezeichnen konnte. „Na ja —“, sagte er. „He, hallo!“ rief Bizeps nicht allzu laut und warf einen Stein an die Kabinentür. „Na bitte“, sagte er dann, „alles leer.“ Er fing an zu pfeifen. Es war La Paloma, mit Anklängen ans Wolgalied.

„Tja, also denn“, sagte Zahnlücke und fuhr sich erfolglos mit den Daumen hinter die beschlagenen Brillengläser.

„Langsam“, warnte Schmitti. „Sieh dir lieber erst an, ob de auch richtig mit fertig wirst. Keine Lust, an 'nen Brückenbogen zu knallen.“

„Hör mal“, sagte Zahnlücke, „wenn de mich beleidigen willst —.“

Bizeps sprang in das Boot und täute es los. „Los, rein mit euch.“

Es ging alles sehr schnell. Zahnlücke warf den Motor an, Schmitti stieß sie mit dem Bootshaken ab, und in einer weit ausholenden Rechtskurve sausten sie los.

Der Wimpel knatterte, Gischt schäumte ihnen in die Gesichter, der Himmel war blau, der Fluß grün, und der Kiel zerschneidete das Wasser wie ein gut geschärftes Messer den Sonntagsbraten. Sie hielten auf die Flußmitte zu; die Stadt blieb zurück, und auf der anderen Seite fingen Wiesen und Viehweiden an.

Bizeps hatte schon alles auf dem Boot zu seiner Zufriedenheit kontrolliert. Nur mit einer niedrigen, fest verschlossenen Kabine war er noch nicht zu Rande gekommen. Er trat dagegen, aber die Tür gab nicht nach. Suchend sah er sich nach etwas Brechstangen-ähnlichem um. Plötzlich hatte er das Gefühl, hinter ihm bewege sich was; er fuhr herum, und da stand die Kabinentür auf, und eine Faust, die einen Revolver hielt, sah hervor.

Bizeps hob für alle Fälle erst mal die Hände. Dann blinzelte er unauffällig zu Schmitti und Zahnlücke hinüber. Aber die dachten gar nicht daran, sich umzusehen. Jetzt kam neben der Pistolenfaust noch eine zweite Hand zum Vorschein. Sie hatte den Zeigefinger gekrümmt, und der winkte Bizeps heran.

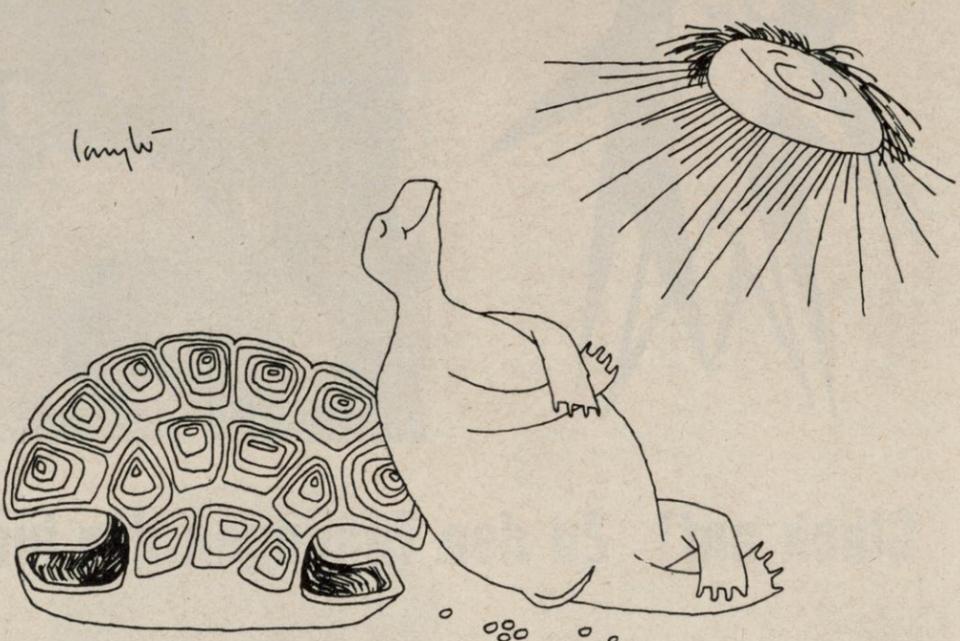
Bizeps ließ sich, immer noch mit erhobenen Armen, auf die Knie nieder und starrte hypnotisiert die Pistolenmündung an.

Gerade da sah Schmitti sich um. „Na hör mal“, überschrie er den Motorlärm, „wen betest du 'n da an?“

Doch auf einmal war Bizeps verschwunden, und als Schmitti mißtrauisch den Kopf um die Kabinenecke herumschob, sah er sich einer unfreundlichen Pistolenmündung gegenüber, vor der ihm ebenfalls nichts weiter übrigblieb als die Hände zu heben und der Aufforderung des Wasserpolizisten zu folgen, der die Kabinentür aufriegelte und einladend hinein-nickte.

Drinne war es dunkel. Als Schmitti herumtastete, bekam er ein Bein zu fassen, und da es nicht zu ihm gehörte, schrie er auf.

Es war aber nur das Bein von Bizeps gewesen. „Schön dumm“, sagte er aus dem Dunkel,



„dich so einfach von dem schnappen zu lassen.“ „Dito“, sagte Schmitti verbittert. „Und jetzt?“ Bizeps steckte sich eine Zigarette an, sein Schatten tanzte wie ein buckliges Waldgebirge über die Wand.

Schmitti blähte die Nüstern. „Wo hast 'n die her?“

„Aus der Mannschaftskabine. Da — steck dir auch eine an; kriegste 'ne ruhigere Hand von.“

Sie rauchten schweigend. Plötzlich hörte das Motorgeräusch auf. Sie hielten den Atem an.

„Aus“, sagte Schmitti heiser. „Jetzt hat er Zahnlücke fertiggemacht.“

„Immer langsam.“ Bizeps stemmte ächzend sein Kreuz gegen die Kabinentür, aber sie gab nicht nach.

Da lief draußen der Motor an, und sie nahmen auch wieder Fahrt auf.

„Je, je“, stöhnte Schmitti. „Wetten, daß wir im Eimer sind jetzt?“

„Abwarten“, sagte Bizeps. Er rauchte bedächtig. Nach einer Weile blieb das Motorgeräusch abermals weg.

„So“, sagte Schmitti, „antreten zum Sargempfang.“ Er lachte gekünstelt.

Draußen murkste jetzt jemand an der Kabinentür rum, sie ging auf, und sie sahen die Schlauchhosen von Zahnlücke davorstehen.

„Kommt raus, ihr Kaninchen“, sagte er freundlich und versuchte vergeblich, seine beschlagenen Brillengläser blank zu wischen.

Vorsichtig krochen sie ans Licht. „Donnerwetter“, sagte Schmitti anerkennend. „Nicht schlecht“, sagte auch Bizeps.

Sie betasteten fachmännisch die Fesseln des geknebelten Wasserpolizisten, der wie ein Laib Brot an der Kabinenwand lehnte. Dann sahen sie sich um.

Zahnlücke hatte das Boot an einem kleinen Holzsteg vertäut. Der Holzsteg gehörte zu einer Insel; die Insel lag mitten im Fluß. Sie war mit Pappeln und Weiden bestanden und mit einem wunderbar saftigen Rasen bedeckt.

„Wißt ihr was“, sagte Schmitti, „hier gehn wir in uns und gründen 'n Kloster.“

„Hab ich 'ne bessere Idee.“ Zahnlücke legte den narbigen Zeigefinger an die Nase: „Wir spielen Robinson Krause.“

„Kruse hieß der“, verbesserte der Wasserpolizist gereizt, „'ne Bildung habt ihr!“

Menschenbildnis

Gefangen der Mensch...

ob am Bosphorus in den feuchtheißen Lehmhütten der Kameltreiber oder in den ziellosen Straßen Newyorks, abends, wenn das Neonlicht aufblüht und die Gesichter höhnend verlacht —

oder morgens, wenn Maxim Gontschow in Leningrad den Exerzierplatz betritt und die Parole vernimmt:

„Der Mensch ist nichts, der Staat ist alles.“ Gefangen der Mensch...

Immer und überall Opfer des Nachbarn, der seine Gegenwart leugnet.

„Egal, wie der hieß“, sagte Zahnlücke. „Jedenfalls darfst du jetzt hier an Land und Heuschrecken essen und dich an Honig laben wie Jonas im Walfischbauch.“

„Wieder 'n Schnitzer“, sagte der Wasserpolizist wütend. „Das mit den Heuschrecken war —“

„Laß nur“, sagte Zahnlücke. Er fing an, ihm die Fesseln zu lösen.

„Stopp“, sagte Bizeps, „und die Pistole?“ „Hör mal“, sagte Zahnlücke, „für wen hältst du mich denn. Die ist längst bei den Fischen. Hab ich recht, Ottokar?“ Er klopfte dem Polizisten freundlich die Wange. „Unser böses Pistolchen, tzt, tzt, tzt.“ Er schüttelte den Kopf und half dem Wasserpolizisten aus den Fußfesseln steigen.

„Na —?“ fragte Bizeps, „hübsches Gefühl, wieder 'n freier Mensch zu sein, hab ich recht?“

Der Polizist reckte sich und spuckte ihnen vor die Füße. „Sauband.“

Schmitti lächelte. „Erhol dich auch schön, haste gehört?“

„Los“, sagte Bizeps, „rüber mit dir. Wir wolln uns doch 'n Badestrand suchen. Denkste, wir haben unsere Freiheit geklaut? Die is verdient.“

Der Polizist schwankte hölzern über den Laufsteg. „Kostet euch aber 'ne Kleinigkeit, Leute.“

„Die Rechnung schickste am besten per Nachnahme“, sagte Schmitti.

„Schluß.“ Bizeps sah blinzeln zur Sonne. „Wolln schließlich noch was haben vom Tag.“

Zahnlücke warf wieder den Motor an. „Ab?“ schrie er.

„Ab!“ schrie Bizeps zurück. Sie winkten noch mal zu dem Wasserpolizisten hinüber, der gerade abwesend an einer Schwertlilie roch, dann preschten sie etwa noch zehn Minuten stromauf, und Zahnlücke fuhr das Ufer entlang; und als sie einen geeigneten Badestrand sahen, zogen sie sich aus, nahmen ihre Kleiderbündel auf den Kopf und schwammen an Land.

Das Boot ließen sie treiben. Es drehte sich erst ein paar mal schwerfällig, dann kam es in die Hauptströmung, und plötzlich schoß es los wie ein Stück Holz; und als Zahnlücke, der als erster das Ufer erreicht hatte, sich nach ihm umsah, da war es nur noch ein winziger Punkt auf dem Wasser.

Kaserne, Einsamkeit, eiserne Rationen, sein Gestern, Heute und Morgen; die Städte der Welt nur als Krieger gesehn.

Auf der Netzhaut die vergeblichen Tage der Vergangenheit; der Tod des Freundes im Hürtgenwald,

das Trümmergrundstück in Berlin und mittendrin das Grab der Mutter.

Gefangen der Mensch... und doch mit der Frage „Freiheit“ im Herzen.

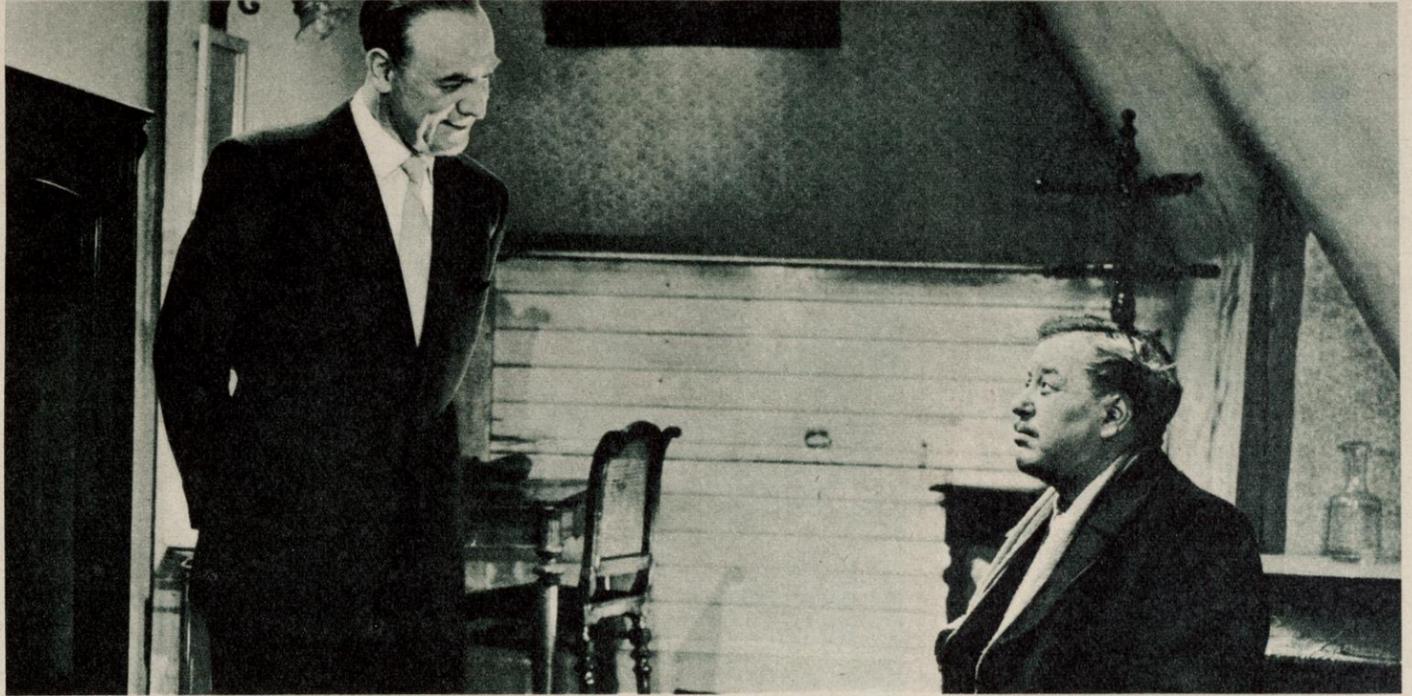
Hugo Ernst Käufer

ERICH KÄSTNER: Drei Männer im Schnee

Es ist meist ein rechtes Trauerspiel im Leben: Leute mit sehr viel Geld belieben oft den armen Mann zu spielen. Scheinbar gehört es zur Politik des Reicherwerdens. Nur im Film tun es die Millionäre gewöhnlich aus einem anderen Grund. Aber höchst selten wird dann eine wahre menschliche Komödie oder ein herzerfrischendes Lustspiel daraus. Es sei denn, daß der Autor Erich Kästner heißt. Er kennt seine Leser und das Filmpublikum und versteht es, sie stets schwerelos und heiter mitten ins Herz zu treffen. Daß er dabei mit feinen Nadelstichen und leichtem Gummihammer ein bißchen weltanschaulichen Nachhilfeunterricht erteilt, menschliche Unzulänglichkeit und gesellschaftliche „Schönheitsfehler“ korrigiert, ja, das macht eben noch seine besondere Bedeutung als lebenswürdiger Schulmeister — Kästner wollte ursprünglich Lehrer werden — und charmanter Moralist für junge Menschen zwischen sieben und siebzig Jahren aus.

Und wer kennt nicht die großen und kleinen Kästner-Trümpfe im deutschen Nachkriegsfilm. Seit dem Bombenerfolg des „Doppelten Lottchens“ ist die laufende Filmgestaltung seiner launigen Romane und Geschichten nicht mehr abgerissen. Die erneute Verfilmung seines modernen Harun-al-Raschid-Märchens, „Drei Männer im Schnee“, ist eine weitere Perle in dieser erfreulichen Filmkette. Schon Hollywood ließ sich vor Jahren jene köstliche Millionärsfabel (mit Darstellern wie Felix Bressart und Paul Kemp) nicht entgehen, und der Erfolg ihrer jetzigen, vierten (Wiener) Verfilmung zeigt, daß eine rechte Kästner-Story nicht tot zu kriegen ist, obwohl im allgemeinen an Hoch- und Tiefstaplern im Film kein Mangel ist.

Kästners Multimillionär, Konsul und Geheimrat Schlüter, Inhaber des „Putzblank“-Konzerns,



Da hat es unser Millionär nun. Er muß feststellen, daß die armen Leute nach wie vor schlecht behandelt werden. Aber er macht gute Miene zum bösen Spiel, wenn auch sein Zimmer ungeheizt ist und die ärmste Dachkammer gerade gut genug für ihn war. Er spielt auch noch weiter „armer Mann“, als man ihn nun zum Einkaufen wegschickt und er, beladen wie ein Maulesel, durch den Schnee stapfen muß.



„stapelt tief“. Das viele Geld hat seinem Charakter und Geschmack nichts anhaben können. Er liebt nicht nur edle siamesische Tempelkatzen, sondern auch Rindfleisch mit Nudeln und ein aufrichtiges Manneswort. Doch wie soll ein schwerreicher Krösus, dessen leisestes Wünschen ein Stab von Direktoren und ein auf alle Schrullen des Herrn bestens eingespieltes exzellentes Hauspersonal inständig von seiner Nasenspitze abzulesen bemüht sind, noch erfahren, wie es um den menschlichen Fortschritt in den Herzen der lieben Zeitgenossen bestellt ist? Konsul Schlüter aber will es genau wissen. Als „Eduard Schulze, postlagernd“ beteiligt er sich heimlich an einem Preisausschreiben seiner eigenen Firma, bis er als Gewinner eines zehntägigen Ferienaufenthalts im Wintersportparadies daraus hervorgeht und zur Erweiterung seiner Menschenkenntnis, in der biederer Maske eines

kleinen Mannes, im eleganten Grand Hotel mit Schließkörbchen und Pappkarton seinen komischen Einzug halten kann. Was er dann alles erlebt, wie er von dem naserümpfenden Portier und Direktor auf die schäbigste Dachkammer verstaubt, zu Botendiensten und zum Eisbahnfegen herangeholt wird, stellt die Gekuld des verkappten Millionärs auf eine harte Probe. Zuletzt aber weiß der Herr Geheimrat es ganz genau: Armut ist offensichtlich immer noch eine Schande — zumindest in einem feudalen Luxushotel. Daß ihm das Schicksal in der an komischen Verwechslungen und lustigen Einfällen noch reicheren Geschichte dazu einen arbeitslosen Werbefachmann als aufrechten, kameradschaftlichen Menschen und willkommenen Schwiegersohn in die Arme spielt, gehört nun einmal zu den allgemeingefälligen Zutaten eines so lebenswürdigen Filmmärchens, das Regisseur Kurt Hoffmann mit flotter Perfektion auf Hochglanz polierte. Erich Kästner schrieb selber das Drehbuch dazu. Die bewundernswerte Einfachheit seines gedanklichen Ausdrucks und die knappe Formulierung seines Witzes strahlen sonnenklar und fröhlich aus Dialog und Bild. Weit mehr als der angriffslustige Sozialkritiker kommt dabei die verstehende und viel verzeihende menschliche Güte des lächelnden Philosophen in Kästner zu Wort. Im Mittelpunkt des mit feingezügelter komödiantischer Spielfreude aufwartenden Ensembles glitzern die „Drei Männer im Schnee“, allen voran der prächtige Paul Dahlke mit Herz und „Schnauze“ als Konsul Schlüter, als dessen Diener Johann der vielerprobte Günther Lüders, der mit darstellerischen Kabinettstückchen brilliert, und der vielversprechende junge Nachwuchsschauspieler Claus Biederstaedt, der allerdings als urplötzlich vom Glück gesegneter Duzbruder und künftiger Schwiegersohn des Multimillionärs noch etwas unsicher auf den Beinen steht.



Der wirklich arme Mensch, den man für den reichen ansieht, wird nach allen Regeln der Kunst verwöhnt. Stänhend läßt er es sich gefallen — auch die Massage. Und wie das so kommt: Der falsche Arme und der falsche Reiche entdecken ein Herz füreinander. Etwas wie Freundschaft blüht zwischen ihnen auf. Da ist es auch kein Wunder, daß sie sich gemeinsam im Schnee herumwälzen.

Des Millionärs Diener mußte als Industrieller mit in das Grand Hotel. Er ist hin und her gerissen, denn er möchte seinen Herrn nur allzugern weiter bedienen. Statt dessen muß er Ski fahren lernen, was ihm gar keine Freude bereitet. Aber er überwindet mit Bravour die tollsten Abfahrten, wenn ihm auch gottsjämmerlich dabei zumute ist. Am Ende ist er heilfroh, daß er seinen Herrn wieder betreuen kann.



Foto: Ringfilm/Meroth

Es kommt, wie es in einem Märchen kommen muß. Des wirklichen Millionärs bildschönes Töchterlein heiratet den falschen Reichen. Die Bösen werden bestraft, die Armen werden belohnt, und der Reiche bekommt einen Schwiegersohn. Und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute — und die Enkel erzählen sich die Geschichte von den drei Männern im Schnee.

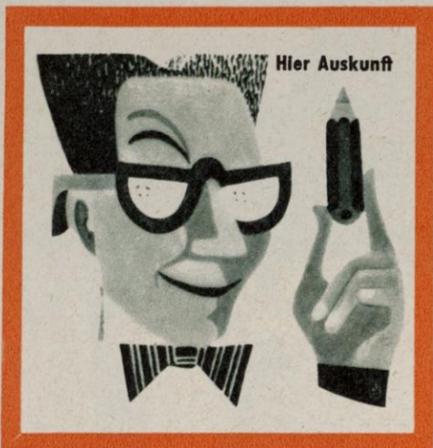


Gobo



Liebe Freunde! Ich habe seit etwa vier Wochen einen neuen Freund. Er heißt Donald, arbeitet als Schlagzeuger in einer guten Jazz-Band, die er zugleich leitet, und kommt aus Jamaika. (Da beziehen wir unseren Rum her, nicht wahr?) Donalds Vater ist Neger, seine Mutter Jüdin — und er selbst ein intelligenter Bursche und begabter Musiker; so recht ein lebendes Beispiel dafür, was unsere Nazi-Theoretiker

Land des Lächelns



für einen Blödsinn verzapft haben, wenn sie behaupteten, aus Rassenmischungen gingen immer die „schlechten Erbanlagen“ als Sieger hervor. Nun gut. Wenn ich mit Donald spaziergehe — und wir gehen oft, wobei wir zum Beispiel über die Lage der Neger in den USA diskutieren —, dann bleibt alle nase-lang ein erwachsener Mensch stehen, starrt Donald mit offenem Mund und offenen Nasenlöchern an, verrenkt sich fast den Hals und verzichtet so lange nicht auf den Anblick eines Wollkopfs, bis wir um die nächste Ecke verschwunden sind. Man spürt förmlich die neugierigen Blicke im Nacken. Bitte schön, wir leben hier in einer Großstadt, rund 700 000 Einwohner. Neger und Halbneger sollten die Menschen hier doch wirklich schon kennen. Aber sie starren, wie sie am Sonntag im Zoo vor dem Affenkäfig starren. Donald hat mir gestanden, daß ihn trotz aller Versuche, es zu übersehen, dieser Zustand bedrückt. Und ich frage mich nun, wann sich wohl bei uns die Menschen wenn auch nicht gleich Vernunft, so doch wenigstens Takt aneignen werden? Es grüßt Euch Thomas.

Mißachtetes Geheimnis

Aus Lübeck schreibt uns Selma F.: „Mein Freund studiert in Hamburg. Es wird noch zwei Jahre dauern, bis er es zum Ingenieur gebracht hat und wir heiraten können. Bis dahin müssen wir uns damit begnügen, uns gegenseitig lange Briefe zu schicken. Nun habe ich kürzlich bemerkt, daß meine Mutter heimlich nach seinen Briefen sucht, um sie zu lesen. Das hat mich sehr geärgert, und ich habe sie besser versteckt. Jetzt geht meine Mutter dazu über, die Briefe ohne Scheu zu öffnen, bevor sie sie mir übergibt. Sie sagt, es sei ihre Pflicht, Briefe an ihre minderjährige Tochter auf ihren Inhalt hin zu überprüfen. Das darf sie doch gar nicht! Es gibt doch ein Briefgeheimnis!“

● Jaja, die Mütter! Sie wollen es nicht wahrhaben, daß auch die Töchter mal erwachsen werden. Also: Sie „darf“ schon, gesetzlich nämlich. Erziehungsberechtigte dürfen nach dem Gesetz Post an ihre Kinder öffnen. Ob man ihr auch ein moralisches Recht dafür zuerkennen soll, müßte man wohl von dem Grad deines „Erwachsenseins“ abhängig machen. Kannst du nicht Frieden und ein Kompromiß mit ihr schließen? Sie sollte dir die Briefe wieder ungeöffnet und du solltest ihr hin und wieder freiwillig einen zu lesen geben. Aber sie muß begreifen, daß auch ein junger Mensch Anspruch auf Respekt hat — sofern er ihn hat. Zudem pflegen junge Menschen sich Liebesbriefe zu schreiben, auf die ein Dritter einfach kein Auge zu richten hat. Deswegen mußt du das Heft wieder in die Hand bekommen und bestimmen, welche Briefe sie lesen darf und welche nicht.

Jugendbewegung

Klaus Finke in Goslar will wissen: „In welcher Zeit ist eigentlich die deutsche Jugendbewegung entstanden?“

● Etwa um 1899. Damals entstand der „Wandervogel“, ein Zusammenschluß meist älterer Schüler und jüngerer Studenten, die etwas verächtlich auf manche Erscheinungsformen des bürgerlichen Lebens von damals herablickten. In der Folgezeit entstanden auch noch andere Jugendverbände, die 1913 auf dem Hohen Meißner bei Kassel ein Fest der „Freideutschen Jugend“ veranstalteten und ihre Ziele erklärten: Selbstverantwortlichkeit, Selbsterziehungsrecht, Anerkennung des Eigenwerts der Jugend usw.

Unser Plan

● Für alle Freunde, die noch nicht wissen, worum es geht: „Aufwärts“ holt in den nächsten Wochen einen jungen Araber nach Köln, um ihm eine technische Ausbildung zu finanzieren. Wir brauchen noch Freunde, die sich mit mindestens einer Mark im Monat daran beteiligen. Wer noch mitmachen will, schreibe eine Karte.



Sonne über Genf und lachender Eisenhower. Es sieht fast aus, als wisse er, daß diese Konferenz zur weiteren Entspannung der Weltlage beitragen wird. Nun, an ihm hat es nicht gefehlt, wenn auch bisweilen das Lachen verdrängt wurde. Und er hat sein Lachen auch behalten, als er in sein Land zurückflog, um seinem Volk zu berichten, daß es mit etwas weniger Sorge vor einem Krieg leben kann.



Auch Bulganin, Rußlands Ministerpräsident, lacht. Es ist ein großväterliches Lachen, denn wie ein herzenguter Großvater sieht er ja auch aus, und man möchte ihm das noch scharfe Regime in Rußland nicht zutrauen. Aber vielleicht ist er im Grunde seines Herzens auch froh, daß die Verbindung zwischen Rußland und der übrigen Welt wiederaufgenommen wurde. Es scheint ja auch, als wolle Rußlands

neuer Kurs etwas mehr Lachen in die Welt bringen. Wir möchten es den Russen wünschen, wie wir es allen Völkern wünschen. Jedenfalls muß man den Eindruck bekommen, daß es auf der Welt besser werden wird, denn wenn die führenden Männer der beiden Atommächte so fröhlich beisammen sind, dann denkt gewiß keiner der beiden daran, den Atomkrieg auszulösen. (Fotos: Keystone)



Eisenhower kauft Puppen für seine Enkelkinder. Daß er die Puppen in der Schweiz kaufte, hat ihm die amerikanische Spielzeugindustrie verübelt. Als wenn man Reisegeschenke im eigenen Land kaufen könnte, wenn man in ein fernes Land reist. Vielleicht hat er gedacht: Habe ich es schwer. Nun darf ich nicht einmal die Puppen in der Schweiz kaufen. Die Enge mancher Leute ist doch grenzenlos.



Ob sie gemeinsam tranken, den hübschen Genfer Sekretärinnen zuwinkten oder im Auto durch die schöne Stadt Genf fuhren — man sah die Staatsmänner fast immer lächelnd. Und als sie wieder in ihre Länder fuhren, da lächelte man fast auf der ganzen Erde, denn es stand fest, daß diese Konferenz mindestens die eine Gewißheit schuf: Es wird keinen Atomkrieg geben! Der kalte Krieg,

der die Menschen erschauern ließ, hat eine entscheidende Schlacht verloren. Die Genfer Konferenz gebar neue Konferenzen, die der weiteren Entspannung dienen sollen. Die Menschen atmen auf. Es sind noch viele Probleme zu lösen. Gewiß auch das deutsche. Aber nur Narren können annehmen, daß es in einem Zeitalter der Entspannung schwerer wäre als im Zeitalter des kalten Krieges.

